Wytenalp [Fortsetzung]

Autor(en): **Fasnacht, Clary**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **33 (1943)**

Heft 23

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-641323

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

VON CLARY FASNACHT

Wytenalp

Unveröffentlichte Erzählung aus der Zeit nach Napoleon I. Feldzügen

4. Fortsetzung

Nachdruck verboten

„Unser Leben gleicht der Reise
eines Wandrers in der Nacht."

„Man sieht vorwärts... und doch nur unklar", sinnierte der Hirte vor sich hin. „Weiss nicht, was einige Fuss weiter oder zurück geschieht, geschweige dort unten im Wald, in den Dörfern, im Land herum, auf der Welt. Begreift nicht, dass geschehen kann, was wider Recht und Gewissen scheint. Nicht einmal, wie der Kalender von 1832 in meine Kuttentasche in der Kammer kam, die Pfeife hier aufs Bänklein! Woher der Bube kommt, weiss ich auch nicht, nicht einmal, wie er heisst, ob er getauft ist, und ob er reden kann, und wie! Ein Wandrer in der Nacht!"

Heisst es nicht weiter:

„Nichts vergehet, denn im Kreise
kehret wieder, was Gott schafft."

Fast sollte man meinen, auf der alten Wytenalp müsse wiederkehren, was einmal gewesen ist... und ich nicht einmal ahne, trotz Bänzens Beichte."

Leise, den Schläfer drinnen nicht aufzuwecken, ging der junge Senne hinein, versorgte die Pfeife mit dem Napoleonskopf im Gänterli unter die alte Brattig und stand dann lange vor dem schlafenden Buben, den ein Mondstrahl zu suchen schien. Jetzt huschte er auf das magere Bubengesicht. Unruhig wälzte sich der Knabe um und murmelte: „Papa, je suis... sur la Wytenalp... Heimat. Ich hebe... meine Augen auf... zu den Bergen..."

Erschüttert beugte sich der Hirte über den Schläfer und küsste ihn brüderlich. Da wurde er von den magern Aermchen umschlungen: „Papa, tu est chez moi?"

„Nein, nur Fritz ist da, Fritz, der für dich sorgen will", klang es bewegt zurück. Da lächelte der Bube und sank zurück: „Fritz!"

2. Ein Knechtlein... oder zwei.

Vater Rolly war dagewesen, hatte einen Sack Futtersalz zur Wytenalp heraufgebracht, das Vieh und die Weiden inspiziert und freundlich seinem Sohn zugenickt: „Recht so! Aber eine Hilfe solltest doch haben, nur fand ich bis dahin keine, die mir in die Stille da oben zu passen schien und zur Arbeit. Musst dich noch gedulden, bis Sämeli Schulferien hat, obschon ich ihm auch daheim zu werken habe."

„Vater..." rötete sich des Sohnes Stirne leicht, „eigentlich... bin ich versorgt. Ich habe einen Hüterbuben gefunden, der mir nach und nach mancherlei abnehmen kann. Ich würde ihn ungern fortschicken."

„Gut! So wären wir einer Sorge ledig. Was für Lohn hat er ausbedungen?"

„Nichts vorerst. Kleider hätte er nötig. Er ist etwas kleiner... viel kleiner... als Sämi. Könnte Abgelegtes austragen, wenn es ganz und sauber ist. Hemden hat er keine, auch Schuhe nicht, überhaupt fehlt es... Aber er ist willig, der Bub."

Um des Vaters Mund zuckte es. Seine Augen weiteten sich, aber er wandte sich ab, um ein Rind abzutasten, das nahe gekommen war. Später erst meinte er gelassen, nachdem er den scheuen Buben gesehen: „Halte ihn abseits, wenn die Bauern heraufkommen, ihr Vieh zu visitieren. Wehre müssigen Fragen mutz ab. Der fremde Nestvogel könnte dir sonst vielleicht Scherereien verursachen. Schweig, ich will nichts wissen! Einige Sommerwochen sind bald vorbei."

Ahnte der kluge Vater, was es mit dem Buben für eine Bewandtnis hatte, dass er zum Heer der Heimatlosen, Verachteten gehörte? Es schien. Aber sein Sohn war nicht willens, ihn nach der Alpzeit wieder ins uferlose Elend zurückzustossen, ihn, den Buben, der ihm vertraute! Das bewies der eigenwillige, feste Zug im Gesicht des jungen Mannes, der dadurch um Jahre gereift schien.

Ein ander Leben war auf der hochgelegenen stillen Wytenalp, auf der sich Lichtenabänz nicht wieder gezeigt hatte, angebrochen. Eine immer heller und froher werdende Bubenstimme jauchzte bei jeder Hantierung, die Fritzens Schützling erlernte und tat. Oft staunte der Jungsenn, wie leicht dem Buben, den er angefangen, Uelisse zu nennen, und der dies zuerst mit geweiteten Augen zu hören schien, dann aber, als müsste es sein, hinnahm und daraufhin mit wohlklingender, aus dem welschen Idiom tönender Stimme Bescheid gab, die ungewohnte Arbeit hier oben von statten ging. Er konnte sich bald schon nicht mehr recht vorstellen, wie es ohne den ihm lieb gewordenen Buben gegangen war in den ersten Wochen, wie es weiter gehen würde, wenn er fehlte, denn nicht nur draussen nahm ihm Uelisse viel Kleinarbeit ab, auch in der Küche schien er unentbehrlich geworden zu sein, war es doch der Bube, der das Kochen der Milch übernahm, das Abwaschen, Wischen und Fegen, und dies alles ungeheissen. Dazu fehlte selten ein frischer Blumenstrauss im zerbrochenen irdenen Krug auf dem Fenstergesims vor der Stube. Goldgelbe Trollblumen, die Fritz Ankebälli nannte, Alpenvergissmeinnicht, Enzian und Alpenrosen dufteten neben dem ersten Erdbeersträusschen,

Dämmerstunden

Erwin Schneiter

Das sind die späten Dämmerstunden,
da alles fern und traumnah liegt.
Du schaust und hast dich heimgefunden,
du ruhst und hast dich eingewiegt.

Halb wach und halb vom Schlafe trunken,
so übergleitest du den Tag.
Das Laute schweigt und ruht versunken
und raunt nur wie beim Ruderschlag.

Es starb des Ufers letzte Helle.
Weithin ist alles lichterleer,
und du entgleitest und bist Welle
und weisst von Ufern längst nichts mehr...

das Fritz nicht abpflücken wollte, und an dem er sich nun so erfreuen sollte, bis er kurzerhand seinem Schützling die herrlich duftenden, roten Beeren zwischen die immer noch bleichen Lippen stiess.

Heute Abend musste er nach der gewohnten Arbeit zur Rüttialp hinab mit den Ankebälli der letzten Tage. Gerne hätte er den Buben mitgenommen, aber er fand, das Liegen und Ruhen tue Uelisse besser nach den Mühen des Tages, und bedeutete ihm, schlafen zu gehen.

Eine leise Trauer schien sich des Buben zu bemächtigen, als er sah, wie sich sein grosser Freund am Brunnen wusch, hierauf sich halb sonntäglich umzog und das Räf belud. Plötzlich eilte er zum Alpenrosenhang hinauf. Fritz wartete. Er hätte nicht fortgehen können ohne einen Abschiedsgruss, wenn es auch nur für zwei Abendstunden sein mochte. Da lief der barfüssige Knabe jauchzend herab, einen Alpenrosenstrauss hoch haltend, und schon war er da, atemlos fast, hielt ihn dar und bat:

„Fritz, pas rester longtemps, gäll! Uelisse a peur, tout seul. Kälblein mööggen, si Fritz est loin, tu le sais. Ume cho, gäll!“

„Mais ja, musst nicht jetzt schon Längizyti haben, Bub! Gehe nur auf die Rüttialp und komme sogleich retour. Ein andermal kommst mit. Heute ist es zu spät für dich. Geh nun vite zu Bett. Au revoir, Uelisse. Ich wecke dich, wenn ich zurück bin.“

Flink schritt der Jungsenne über die Weide, wo die Herde ruhig lag und mahlte, dem Wytenwald zu und verschwand bald vor den Blicken des ihm nachschauenden Buben.

Erst jetzt empfand Fritz Rolly, dass er sich durch seine jahrelange Abwesenheit vom Elternhaus etwas entfremdet hatte von seinen eigenen Geschwistern und sich vielleicht auch deshalb mit ganzem Herzen an den Buben da oben angeschlossen hatte, der seiner bedurfte, wie Sämeli und Mareili und Dölfi, ja sogar Gritli, die grosse Schwester, des Anlehnens, der Fürsorge der treuen Eltern bedurften in jeder Beziehung. Ihn hatten sie entbehren können, ihm nach ihrem treuen Ermessen die Wege zum Fortkommen geebnet und geöffnet, so dass er nun imstande war, auch einem andern Geschöpf etwas aufzuhelfen, ihm Nahrung und Obdach, aber auch Liebe zu gewähren. Und Uelisse bedurfte dessen.

Es wurde finster im Wald. Um seine kostbare Last nicht zu gefährden, suchte er, die mitgenommene Stallaterne anzuzünden. Da gewahrte er zu seinem grossen Erstaunen eine andere, die schwankend bergauf zu wandern schien neben einem Schatten, der Fritz bekannt vorkam.

„Hopla!“ rief er hinab, „kommt Liebeggbrächt zur Wytenalp herauf, oder die Alp zu ihm? Was hat's gegeben in Dählendorf, dass es so pressiert, die Butter abzuholen? Ist schon Sichleten im Bernbiet unten?“

Lachend, und doch etwas verlegen liess ihn der lahme Bauer, dem Fritz im Horner noch dreschen geholfen daheim, näherkommen, hob sein Oellicht und schaute wie prüfend in das heitere, junge Gesicht des Wytenalpsennen: „Das trifft sich, dass du herabkommst und ich nicht vollends hinauf kreuchen muss. Ist das ein holperiger Pfad! Ein Wunder, dass ich nicht auch das andere Bein brach unterwegs! So kann ich Gottlobunddank wieder retour, Fritz. Mein Fuhrwerk liess ich auf der Rüttialp. Der Gaul wird sich verwundern, wenn er mich kommen sieht, bevor er allen Hafer aus dem Zwilchsack gefressen hat.“

Langsam, immerzu plaudernd, schritt der lahme Bauer neben oder vor dem Sennen bergab, ihm mit der Laterne den Weg weisend, was sich Fritz gefallen liess. Es musste etwas geschehen sein daheim, dass man mitten im Werchet heraufkam, die Butterbällelein abzuholen, die er da im Räf trug. Aber was? Der Vater war ja erst dagewesen und hatte gesagt, es stehe alles wohl. War etwa ihm selbst ein Unglück geschehen, oder der guten, lieben Mutter, während er, der Aelteste, sorglos seiner Arbeit nachgegangen da oben?

Da wies ihm Liebeggbrächt im selben Augenblick, da dem Jungsennen die Angst um die Eltern aufstieg, einen andern Weg: „Ja, Fritz, es geht zu im Bernerland, was sage ich, überall im Schweizerland, dass einem schlichten, rechten Mann darob grauen kann. Ich musste davonlaufen vom Werchen weg, als man mir meinen besten Knecht vertrieb! Sollen die heuen und grasen und melken, die an diesen himmeltraurigen Zuständen schuld sind! Du da oben an der Hilbe weisst nicht, wie es strub geht in der Welt unten! Um Jahrhunderte krebsen wir zurück. Das ist der gepriesene Fortschritt, ist...“

„Brächt, wirf nicht alles in denselben Kübel“, mahnte Fritz Rolly erleichtert. „Was hat dich so in Harnisch gebracht? Erzähle! Vielleicht ziehst doch am lätzen Trom, schlichtet sich das verworrene Ding von selbst.“

Sie waren vor der Rüttialphütte stehen geblieben. Im offenen Schopf wieherte Liebeggbrächts müder Gaul. Das leere Bernerwägelein stand unweit davon, einer schattenden Feldeiche zugeschoben. (Fortsetzung folgt)

Wann ist man für seine Gäste verantwortlich?

(N. R.) Der vorsichtige Milchmann hängt ganz einfach in seinem Laden ein Schild auf: «Vorsicht, frisch gewichst!» Dann wissen wir Hausfrauen, dass wir für ein eventuell gebrochenes Bein allein verantwortlich sind. Zu Hause können wir natürlich solche Schilder nicht aufhängen. Trotzdem haben wir die Pflicht, unsere Mitbewohner oder Gäste darauf aufmerksam zu machen, dass der Fussboden frisch gewachst ist.

Es wird immer wieder vergessen, dass man uns für alle Schäden haftbar machen kann, die durch unsere Fahrlässigkeit in unserem Hause geschehen. Wenn wir beispielsweise einen Gast nicht darauf hinweisen, dass am Flur eine Stufe liegt, die man leicht übersehen kann, und die Gäste treten fehl, haben sie das Recht, von uns Schadenersatz zu verlangen. Es müssen ja nicht immer gleich schwerwiegende Verletzungen entstehen, aber man sollte doch nicht vergessen, dass durch solche Unaufmerksamkeiten nicht nur dem Geldbeutel ein Schaden entsteht, sondern dass auch die beste Freundschaft durch solche Nebensächlichkeiten in die Brüche gehen kann.

Wann haften wir? Das Gesetz antwortet: Wenn wir fahrlässig gehandelt haben. Unter fahrlässig wiederum versteht man, wenn man nicht ausdrücklich auf einen besonderen Umstand im Hause hingewiesen hat. Hat die Hausfrau ihrem Gast mitgeteilt, dass der Teppich leicht verrutscht, hat sie vielleicht sogar ein lustiges kleines Gedicht warnend an der Tür aufgehängt, so trifft sie in einem Schadenfalle kein Verschulden.

Wie ist es eigentlich, wenn sich jemand an einer angestossenen Tasse verletzt? Selbstverständlich hat derjenige vollkommen recht, wenn er den Vorwurf macht: Zerbrochenes oder angestossenes Geschirr gehört nicht auf den Tisch.

Leider machen sich noch immer viele Mütter schuldig, indem sie das Apothekerschränkchen nicht genügend vor Kindern sichern. Ein Apothekerschrank muss so hoch hängen, dass er für kleine Kinder unerreichbar ist, und er muss vor allem verschlossen sein.

Auch für alle elektrischen Geräte im Hause trägt die Hausfrau die Verantwortung. Sie hat dafür zu sorgen, dass die Steckkontakte und Lichtschalter einwandfrei in Ordnung sind, damit auch hier all die zahlreichen kleinen Unglücke, die so viel Schaden und Leid heraufbeschwören, vermieden werden.

Vorsorge treffen, warnen, lieber dreimal warnen — das muss sich jede Hausfrau immer wieder einprägen. Wenn der Schaden geschehen ist, dann ist es zu spät.

Wenn also die lieben Gäste einrücken, offen und ehrlich auf kleine Schäden und Gefahren im Hause aufmerksam machen. Ein liebenswürdiges „Bitte, seid recht vorsichtig, die Tür klemmt...» kann niemand übelnehmen, im Gegenteil: die Gäste werden es uns danken, und wir sind gegen alle Haftansprüche gesichert.

DIAMANTEN AUF PARSENN

Kriminalroman von Paul Altheer . Aehren-Verlag Zürich

12. Fortsetzung

Mit spielerischen Bewegungen suchte sie nach dem kleinen Bleistift in ihrer Handtasche. Und dann kritzelte sie die paar Worte von Brets Zettel auf eine halbzerknüllte Papierserviette, Worte, die sie nicht verstand oder deren Sinn sie wenigstens nicht begriff. Aber sie schrieb den Zettel mit den geheimnisvollen Worten ab, so gut sie konnte, und schob die Papierserviette, die sie lautlos in der Hand zerknüllte, in den Busenausschnitt.

„Was machst du, Mary? — Hast du die — Millionen — gefunden?" lallte Bret Ferol an ihrer Seite.

„Noch nicht ganz, Bret", flötete sie lächelnd. „Vielleicht aber wird es mir doch noch gelingen."

„Quatsch! — Es wird dir nicht gelingen. — So wenig wie mir. Du bist ... gib her ..."

Seine Rechte griff nach seinem Zettel, knüllte ihn zusammen und hielt ihn fest. Er senkte den Kopf und atmete schwer.

Als Mary erkannte, dass ihr Kavalier eingeschlafen war, stand sie lautlos auf und schlich aus dem Hause.

In der Faust Bret Ferols gut verwahrt lag der Zettel mit dem Zauberspruch, den auch er, der starke Mann, nicht hatte enträtseln können ...

Drei Farben

Als am kommenden Nachmittag Ferribert seinem Freund Rico Treadwell einen Besuch abstattete, empfing ihn dieser mit den Worten:

„Gut, dass Sie kommen, Ferribert. Unsere hübsche Kollegin hat schon dreimal nach Ihnen fragen lassen ..."

„Ellen Howard?" fragte Ferribert.

„Ja. Ich werde ihr sagen, dass Sie jetzt da sind."

Ferribert legte seine Rechte auf die Hand Treadwells, die den Hörer abheben wollte.

„Warum so eilig, mein Freund? Sie wird uns nicht — oder vielmehr, wir werden ihr nicht entwischen."

„Das nicht", sagte Treadwell nicht ohne Erstaunen. „Ich habe geglaubt, es würde Ihnen vielleicht Freude machen ..."

„Meinetwegen!"

„Ist Miss Ellen Howard zugegen?" fragte Treadwell, als er die Verbindung hergestellt hatte. „Wenn Sie ihr sagen möchten, dass Ferribert jetzt gekommen ist und dass wir und freuen würden, sie bei mir begrüssen zu dürfen ... Danke."

Ein paar Minuten später trat eine schlankgewachsene, gutgekleidete, rotblonde Dame in tadellosem Herrenschnitt ein und begrüsste die beiden Kollegen mit einem leicht boshaften Lächeln. Als sie sah, wie die zwei Männer sie fassungslos anstaunten, meinte sie ironisch:

„Sollte ich mich wirklich so sehr verändert haben, meine Herren Kollegen?"

„Es ist immerhin nicht alltäglich, dass eine Dame, die, als man sie zuletzt sah, eine hellblonde Haarfülle trug, nun mit einem Mal ..."

Ellen Howard unterbrach:

„Verzeihung, Herr Kollege. Schwarz wollten Sie doch sagen, nicht blond?"

„Schwarz? — Nein, blond", widersprach Ferribert.

Und Rico Treadwell bestätigte:

„Als wir Sie gestern zuletzt sahen, waren Sie blond, schöne Kollegin."

„Trotz Ihrer Liebenswürdigkeit muss ich widersprechen: Ich war schwarz, hiess Mary und soll Ihnen von Ihrem Freund Bret Ferol herzliche Grüsse ausrichten."

Sie konnte nicht länger ernst bleiben, lachte los und weidete sich an der Verblüffung ihrer beiden Kollegen.

„Donnerwetter!" rief Ferribert. „Drei Farben: blond, schwarz, rot — und immer eine äusserst charmante und entzückende Frau!"



Trachtenbild aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts

„Uebertreiben Sie nicht, Kollege", dämpfte sie seine Begeisterung. „Wenn ich so charmant und entzückend bin — warum wollten Sie mich gestern nicht mitnehmen?"

„Gerade deswegen", gab Ferribert prompt zurück.

„Ah! Weil Sie gedacht haben, wie dies so der Männer Art ist, dass eine Frau, die Sie charmant und entzückend nennen, notgedrungen ebenso dumm wie schön sein muss?"

Ferribert hatte das richtige Gefühl, eine nicht unansehnliche Schlappe erlitten zu haben. Ellen Howard aber nützte ihre günstige Position zu einem neuen Ausfall aus und meinte:

„Ich verstehe allerdings, seitdem ich die erhebende Szene in Kid Windows Keller erlebt habe, dass Ihnen nicht gerade sehr viel daran gelegen sein konnte, Zeugen dafür selber mitzubringen ..."

„In der Tat", setzte hier Rico Treadwell ein, „es war nicht sehr erfreulich. Aber angesichts der offensichtlichen Feindschaft des ganzen Kellers blieb uns kein anderer Ausweg ..."

„Es war sogar ganz erstaunlich geschickt, was Sie gemacht haben", sagte, nicht ohne Ironie, die ebenso hübsche wie boshafte Kollegin. Dann aber gab sie ihre Aggression gegen die beiden Freunde auf. Sie legte ihre schlanke Hand auf die durchsichtige Stirn und seufzte:

„Ach — wenn ich nur nicht so viel getrunken hätte!"

H. Stadelmann, *der Goldschmied für jedermann*
Bern, Theaterplatz 1, Telephon 3 44 49

DAS VEILCHEN

Ich dufte gern in eines Mägdleins Glas,
Der Frühlingsbote bei der Menschenblüte,
Die Himmelshuld in meinem Auge las
Und Erdensehnsucht, die verborgen glühte.

Ich küsse heimlich Mägdleins weisse Hand,
Mein Odem bleibt ihr lange noch verbunden,
Und äuge still ins kleine Märchenland
Der Mädchenstube, wo ich heimgefunden.

WALTER DIETIKER

Nun wäre es wieder an den beiden männlichen Kollegen gewesen, ihre Boshaftigkeit in Form von Schadenfreude spazieren zu führen. Sie besannen sich aber noch rechtzeitig darauf, dass sie Kavaliere waren, und bemühten sich regelrecht darum, der Armen in ihrem katzenjämmerlichen Schmerz beizustehen.

Sie entschloss sich tapfer für einen Whisky und kommentierte diesen Beschluss mit den Worten:

„Ein Apotheker war mein Studienfreund. Der vertrat von Berufs wegen den Standpunkt, dass gleiches mit gleichem zu kurieren sei. Und seither ...“

Sie kippte das Glas, das Rico ihr aus einem sorgfältig abgeschlossenen Fach seines Schreibtisches hervorgekramt hatte — während die beiden Männer mit Interesse den Arbeitsvorgang verfolgten, den die schneeweisse Kehle der schönen Frau dabei leisten musste.

„Entschuldigen Sie mich, meine lieben Kollegen. Ich bin sonst alles andere als eine Alkoholikerin. Gerade darum aber ...“

Sie öffnete ihr Handtäschchen und entnahm ihm ein zerknittertes Stück Papier, das dem Teil einer Papierserviette verzweifelt ähnlich sah. Während sie den Fetzen sorgfältig glättete, sagte sie:

„Ich brauche Ihre Hilfe, meine Herren Kollegen — und bin dafür bereit, Ihnen die meine als Gegenleistung zu gewähren. Vielleicht interessiert Sie das auch ein bisschen ...“

Sie senkte ihre Blicke auf das mit ungelenken Schriftzügen bekritzelte Papier und fuhr fort:

„Gestatten Sie mir, dass ich Ihnen den Fall zuvor erkläre ...“

Das Geheimnis von Parsenn

„O, wenn ich bloss nicht so viel getrunken hätte!“ stellte sie zum so und sovielten Male seit der vergangenen Nacht fest. Und dann fügte sie, überflüssigerweise, hinzu:

„Wenn Sie je einmal zuviel getrunken hatten, meine Herren Kollegen, dann dürften Ihnen meine Schmerzen nicht fremd sein.“

Die bequemen
Strub-,
Bally-Vasano-
und **Prothos-**
Schuhe

Gebrüder Georges Bern Marktgasse 42

Ferribert und Treadwell schauten sich mit Augurenblicken an und lächelten darauf der hübschen Kollegin aufmunternd zu.

„Es gab keinen andern Weg zu Bret Ferol, als zu trinken. Erst trank ich mir Mut an, dann trank ich mit Ihnen — und schliesslich mit ihm ... Oh, es war furchtbar! Ich fühlte, wie der Boden unter meinen Füssen zu wanken und zu weichen begann. Ich spürte, wie alle physikalischen Gesetze sich langsam veränderten und ineinander verschoben. Ich merkte, wie meine Beherrschung erschüttert wurde, wie meine Sicherheit schwand ...“

„Wem, liebe Kollegin, erzählen Sie das?“ sagte Ferribert. „Wir sind Männer!“

Nun wurde sie wieder boshaft, was aus den Worten erkennbar war:

„Lieb, dass Sie mich daran erinnern. Gestern abend ...“

Sie schwieg, setzte aber gleich wieder an:

„Pardon! Ich will nicht wieder boshaft werden. Schliesslich sind wir alle drei aufeinander angewiesen.“

Bei diesen Worten schob sie Ferribert das Stück eines Papierserviettchens zu. Sie hatte es inzwischen so glattgestrichen, dass es die paar daraufgekritzelten Worte so gut wie irgend möglich wiedergab.

„Bitte! Lesen Sie!“

Ferribert und Treadwell beugten sich über das Papier und entzifferten es nach ziemlicher Anstrengung wie folgt:

„Siebengestirn — Siegelring —
Eisfluh — Geschenkt —
Maharadscha — King —
Kämenate — Eingeschränkt.“ —

Treadwell zuckte die Achseln. Ferribert aber, der irgendwie zu spüren glaubte, dass diese acht Worte mehr als nur eben diese Worte bedeuteten, die der Reihe nach dargestellt waren, schaute Ellen Howard an und fragte:

„Ist das ein Rätsel? Oder sind das Hieroglyphen? Nicht nur, dass man lediglich mit grösster Anstrengung die einzelnen Worte halbwegs entziffern kann — Sinn und Zusammenhang scheinen mir ganz und gar unverständlich.“

„Auch dann, wenn ich Ihnen sage, dass es sich, wie Bret Ferol erwähnte, um ein Geheimnis handelt, das Millionen wert ist?“ fragte Ellen Howard.

„Donnerwetter!“ staunte Ferribert. „Wie kommen Sie dazu? Und was wissen Sie sonst darüber?“

„Wenn ich bloss nicht so viel hätte trinken müssen!“ jammerte Ellen Howard. „Aber als es so weit war, fühlte ich mich meiner Sinne durchaus nicht mehr mächtig. Ich weiss nur noch, dass Bret Ferol über diesen Worten lag und an ihrer Bedeutung herumstudierte.

„Wenn du mir das enträtseln könntest! Du bist ein gescheiter Kerl. Versuch's! Millionen liegen darin verborgen ...“ sagte er. „Mehr weiss ich nicht ...“

„Dann hab ich in der flachen Hand unter dem Tisch diese Worte abgeschrieben. Ob sie aber richtig sind? Ich weiss es nicht. Ich kann mich nur daran erinnern, dass ich, als ich die Worte schrieb, nicht wusste, was sie bedeuteten. Und als ich sie heute früh wieder las, wurde ich erst recht nicht klug daraus.“

Ferribert hatte den Zettel in die Hand genommen und las noch einmal, halblaut und stockend:

„Siebengestirn — Siegelring —
Eisfluh — Geschenkt —
Maharadscha — King —
Kämenate — Eingeschränkt —“

Dann sagte er nachdenklich, mehr zu sich selber, als zu den andern:

„Es wäre denkbar, dass es sich um den Schlüssel für das Geheimnis von Parsenn handelte. Es gibt da ein paar Worte, die vielleicht darauf hinweisen. Eines davon ist ganz sicher ‚Maharadscha‘, das Wort, das offensichtlich auf den Ursprung der Diamanten hinweist. Auch ‚Siebengestirn‘ scheint klar zu sein. Damit dürften die sieben Diamanten

gemeint sein, die wir suchen. ‚Geschenkt' im Zusammenhang mit ‚Maharadscha' scheint mir ebenfalls verständlich. Was ich bis jetzt herauslese, könnte heissen:

Die sieben Diamanten, vom Maharadscha geschenkt!"

„Ausgezeichnet!" stimmte Treadwell zu. Ellen begnügte sich mit einem bewundernden Blick für den grossen, männlichen Kollegen.

„Schade", fuhr Ferribert nach einer Weile fort, „dass wir das Original nicht haben. Vielleicht heisst es dort ‚Weissfluh' anstatt ‚Eisfluh'. Damit wären wir der Lösung schon bedeutend näher. Es bliebe noch die Erklärung der Worte ‚Siegelring', ‚King', ‚Kämenate' und ‚Eingeschränkt."

‚Kämenate' hiess, meines Wissens, eine Mädchenkammer in frühern Zeiten. ‚King' darf wohl mit ‚König' übersetzt werden ...

Ganz unverständlich bleibt mir der ‚Siegelring' im Zusammenhang mit diesen Riesensteinen. Und völlig rätselhaft das Wort ‚Eingeschränkt" ...

Wenn Sie wenigstens beschwören könnten, liebe Kollegin, dass Sie alles ganz genau abgeschrieben haben ..."

Ellen seufzte wieder einmal:

„Wenn ich nur nicht so viel getrunken hätte ..."

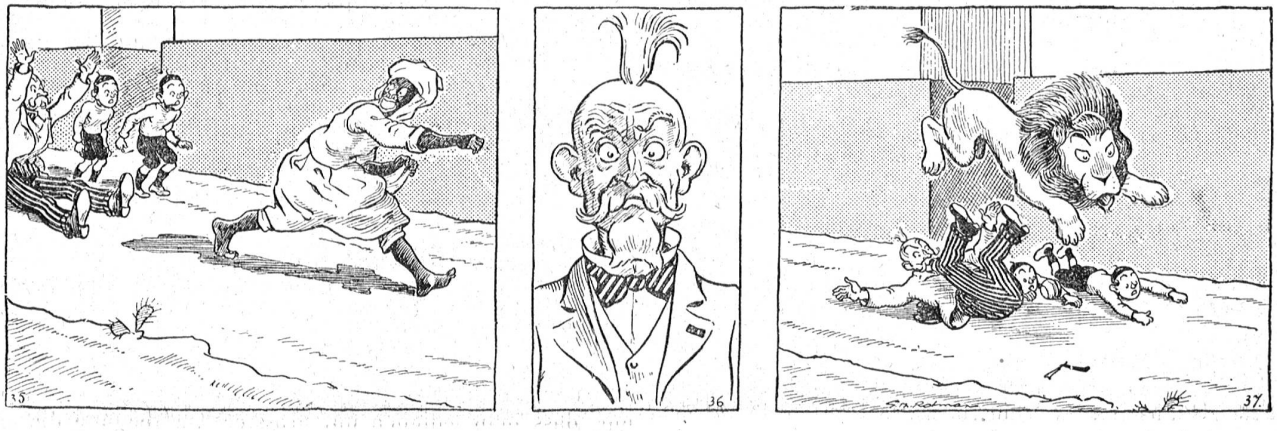
(Fortsetzung folgt)

Wie *Professor Spitz* eine Weltreise machte

von G. Th. Rotman

7. Fortsetzung
(Nachdruck verboten)

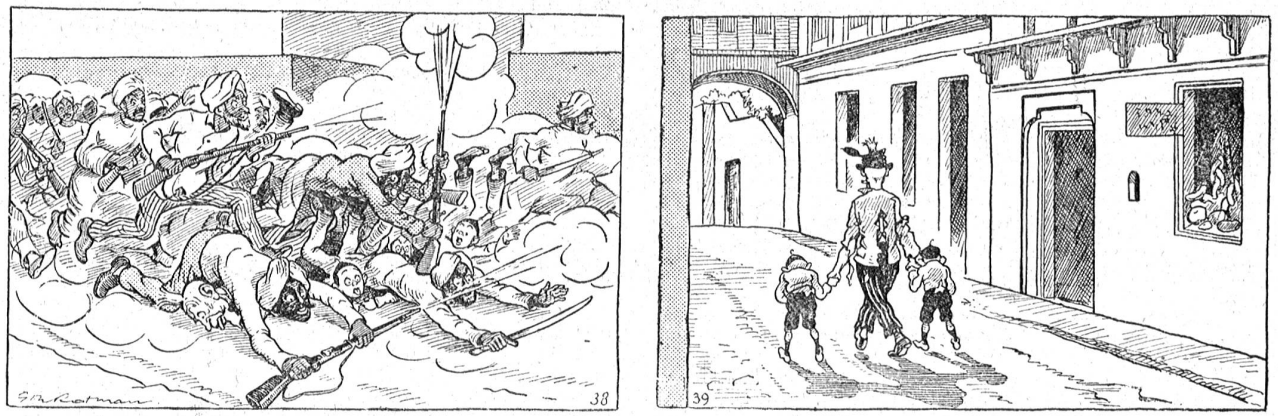
Diese Kindergeschichte mit Bildern ist für unsere kleinen Leser bestimmt, und wir hoffen, ihnen damit eine Freude zu bereiten. Die Redaktion.



(35—37) Alle Einwände des Professors blieben erfolglos; der Hindu verstand ja kein Sterbenswörtchen davon, und obendrein hatte er's nie anders gemacht. Des Professors prächtige Locken fielen, eine nach der anderen, wie reife Birnen, und der Hindu barg alles sorgfältig in seine Kleider, «gewiss um sich einen Sankt-Niklaus-Bart daraus zu machen!» schmunzelte Flipps.

Aber — Hilfe! Hilfe! — was geschah da auf einmal? Der Barbier warf sein Rasiermesser zu Boden, sprang auf und eilte davon! Was fehlte dem Mann? Er war noch nicht einmal mit der Arbeit fertig, und mitten auf des Professors glattrasiertem Kopf stand noch, wie eine Oase in der Wüste, stramm und doch elegant, eine grosse Locke. «Ich sehe aus wie ein Kaka ...» — «Kakadu» hatte der Professor sagen wollen, aber er verschluckte das Wort; im selben Augenblick sprang ein gewaltiger Löwe, derselbe, der mit dem Pulex mitgekommen war, ihm über den Kopf!

Entsetzt starrten der Professor und seine Enkel dem Löwen nach, noch immer blass vor Schrecken, bis das wütende Tier um die Ecke verschwand.



(38—39) «Dieser Gefahr sind wir zum Glück entronnen!» sagte Professor Spitz schliesslich. Was aus dem armen Hindu werden sollte, darum kümmerte er sich in seinem Egoismus gar nicht. Unsere drei Abenteurer erhoben sich und wollten sich gerade den Staub von den Knien schlagen, als sich hinter ihnen auf einmal heftiges Geschrei und Getöse hören liess. Im selben Augenblick kam eine ganze Schar Hindus, mit Gewehren und Säbeln bewaffnet, um die Ecke gestürmt, wohl um dem Löwen nachzusetzen. Der Professor, Flipps und Flopps, die sich nicht schnell genug aus dem Staube machen konnten, wurden pardauz über den Haufen gerannt, was eine allgemeine Strauchelei und Stürzerei zur Folge hatte. Die Hindus verletzten sich gegenseitig mit ihren Waffen; mehrere der Gewehre gingen durch den Fall und Stoss los, so dass es ein Geknall und Gedröhne war, dass es einem wie eine Gänsehaut überlief!

Bald aber standen alle wieder auf den Beinen; die Hindus setzten die Verfolgung des Löwen wieder fort und die drei Weltreisenden, ganz erschöpft, mit zerrissenen Kleidern und voll Beulen und Schrammen, kehrten in die Stadt zurück, um zu sehen, ob sie sich irgendwo erholen konnten. Dem Löwen zufolge waren alle Strassen leer und verlassen.